

Die Liebe seines Lebens

Jahrzehntelang hütete Cornelius Gurlitt in seiner Münchner Wohnung einen Kunstschatz, den sein Vater, ein Kunsthändler, unter zweifelhaften Umständen in der Nazi-Zeit zusammengetragen hatte. Nun spricht er zum ersten Mal.

Von Özlem Gezer



Das Schlafkleid von Cornelius Gurlitt hatte noch nie jemand gesehen, bis zu jenem Tag, im Februar 2012, als das Schloss durchbrach und sie hineinmarschierten, die Fremden, wie er sie nennt, die Zollfahnder und Beamten der Augsburger Staatsanwaltschaft.

Seine Wohnung war seine Welt. Aber nun waren die Fremden da, und sie waren viele, vielleicht 30 – und sie blieben. Vier Tage lang wickelten sie sein Leben in Tücher, verpackten es in Pappkartons und trugen es fort, eins nach dem anderen, insgesamt weit über tausend Kunstwerke.

Währenddessen sollte Cornelius Gurlitt sich in die Ecke setzen und leise sein. Also schwieg Gurlitt und sah, wie sie ihm den Liebermann von der Wand nahmen, die „Reiter am Strand“, die seit Jahrzehnten dort hingen. Den Chagall aus dem verriegelten Holzschrank, die „Klavierspielerin“ aus der Diele. Sie ließen nichts zurück. Auch nicht den kleinen Koffer mit seinen Lieblingsbildern, der Papierammlung, die Gurlitt Abend für Abend ausgepackt hatte, um sie anzusehen, manchmal auch öfter, jahrzehntelang. Jetzt waren sie weg, und Gurlitt war allein.

Die Einzige, die noch kam, war eine Frau vom psychologischen Beratungsdienst, geschickt von den Fremden. Als „grausam“ und „furchtbar“ beschreibt er diesen Besuch, bei dem eine Fremde mit Gurlitt über seine Gefühle sprechen sollte. Er wolle sich jetzt nicht umbringen, versicherte er ihr, sie solle wieder gehen.

Seit jenem Tag ist Cornelius Gurlitt allein in seiner kahlen Wohnung, in dem Wohnhaus mit weißem Anstrich, in jener Stadt, die er sein Gefängnis nennt, München. Und seit das Magazin „Focus“ vor zwei Wochen die Beschlagnahme enthüllte, versammelt sich unten vor seiner Haustür die Weltpresse. Tritt er vor die Tür, beginnt das Blitzgewitter, als wäre er ein Kriegsverbrecher. Ständig klopfen Fremde an seiner Haustür, stecken Briefe durch den Schlitz.

Die Werke sind ein sensationeller Kunstschatz, Bilder von Marc Chagall, Max Beckmann, Franz Marc, Pablo Picasso und Henri Matisse. Die rätselhafte Sammlung stammt aus dem Erbe seines Vaters Hildebrand Gurlitt, 1956 verstorben, Kunstkritiker, Museumsdirektor, Händler, einer der Männer, die in Deutschland die Kunst der Moderne etabliert hatten und die nach 1933 Geschäfte mit den Nazis machten. Es geht auch darum, ob Hildebrand Gurlitt Unrecht tat, um die Bilder zu bekommen. Wie viele dem Sohn zustehen, wissen zurzeit weder Staatsanwaltschaft und Wissenschaftler noch die Politik, und auch Cornelius Gurlitt weiß es nicht, der nur weg will von diesem Ort, an dem er der Gejagte ist.

So viele Bilder, so viele Rätsel. Raubkunst? „Entartete Kunst“? Wem gehören die Bilder? Wie kamen sie in die Wohnung in Schwabing? Und wie geht man um mit allem: mit den Erben, die sie für sich reklamieren? Mit dem Unrecht, das damals geschah? Und mit dem Unrecht, das womöglich heute ihm geschieht, Cornelius Gurlitt, dem Erben einer Sammlung mit zweifelhafter Herkunft?

Er hat mit seinen Bildern gesprochen, sie waren seine Freunde, jene treuen Begleiter, die es im echten Leben nicht gab. Er betrachtete es als seine Lebensaufgabe, den Schatz seines Vaters zu hüten, im Laufe der Jahrzehnte ist ihm dabei die Wirklichkeit verlorengegangen.



„Was wollen diese Menschen nur von mir? Ich bin doch etwas ganz Stilles.“

Vergangenen Dienstag sitzt Cornelius Gurlitt im Mutter-Kind-Abteil eines ICE. Seit der Enthüllung hat er nun das zweite Mal seine Wohnung verlassen, das erste Mal ging er einkaufen und wurde von Fotografen abgeschossen. Zehn Tage lang verbrachte er in seinem nahezu dunklen Wohnzimmer und tat nichts. Er konnte kaum schlafen, sagt er, und wenn doch, überfielen ihn die Alpträume. Manchmal schaltete er das Radio ein und wieder aus. Das Einzige, das sie ihm gelassen hatten, war das zerbrochene Türschloss.

Gurlitt ist auf dem Weg zu seinem Arzt in einer süddeutschen Kleinstadt. Er trinkt Tee aus einer Kaffeetasse, manchmal streicht er sich über sein weiß gewordenes Haar. Drei Tage lang ist er unterwegs, eine traurige Fahrt.

Er sagt: „Ich bin doch nicht Boris Becker, was wollen diese Menschen nur von mir? Ich bin doch etwas ganz Stilles. Ich habe doch nur mit meinen Bildern leben wollen. Warum fotografieren die mich für diese Zeitungen, in denen sonst nur Halbweltgestalten abgelichtet werden?“

Gurlitt versteht nicht, warum sich die Menschen so für das interessieren, was er sein Privateigentum nennt. Er spricht von den Geboten aus der Bibel: Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht lügen. Du sollst nicht das Eigentum deines Nächsten begehren. Sein Gesicht ist blass. Seine blauen Augen tränen, er wischt seine Nase mit einem Stofftaschentuch, das er in seiner rechten Manteltasche trägt.

„Ich hatte einfach nicht mit ihnen gerechnet“, sagt er und meint die Fremden. Ein bisschen sei er selbst Schuld an diesem „fatalen Unglück“, dem Abschied vom Erbe seines Vaters. Er hätte es schützen müssen, sagt er, wie sein Vater es getan habe, gegen das Feuer der Nazis, gegen die Bomben, gegen die Russen, gegen die Amerikaner. Für Cornelius Gurlitt war sein Vater ein Held, und er selbst ist jetzt der Versager.

Er war sein Leben lang Sohn und Erbe. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Vermächtnis des Vaters zu bewahren. Er sagt, er habe nie darüber nachgedacht, dass in seiner 100 Quadratmeter großen Wohnung Kunst gelagert gewesen sei, die ihm vielleicht gar nicht vollständig gehörte und die vielleicht helfen könnte, ein wenig von dem wiedergutzumachen, was der Nationalsozialismus angerichtet hatte.

„Wenn ich woanders gelebt hätte, wäre das alles einfach nie passiert.“ Irgendwo, weit weg von der Schweizer Grenze, wo 2010 in einem Zug die Zollfahnder auf ihn aufmerksam wurden. Weg von den Münchnern, denen er noch nie wirklich traute. Schuld an dieser Misere sei die Mutter. Sie habe damals nach dem Tod des Vaters nach

Schwabing ziehen wollen. Sie träumte von der Boheme, von wohlhabenden Menschen, die nicht nach dem Geld der anderen schauen. Cornelius war damals 27, ein junger Mann, der ungen Entscheidungen traf, kein Macher, ganz anders als sein Vater. Einer, der nicht gern führt, sondern geführt werden will. Er vertraute seiner Mutter. Sie kauften zwei Wohnungen am Arthur-Kutscher-Platz. Heute, 53 Jahre später, sagt Cornelius Gurlitt: „Sie hatte unrecht.“

Für ihn ist München „allen Unheils Ursprung“. „Hier wurde die Bewegung gegründet“, sagt er. Er sagt diesen Satz immer wieder, seine zittrige Stimme wird laut, wenn er das sagt. Er hebt den rechten Zeigefinger, mit der anderen Hand hält er sich an dem Tisch des ICE fest und zieht die Augenbrauen hoch. Gurlitt redet über die Entstehung der NSDAP im Jahr 1920. Über die Rede Adolf Hitlers im Festsaal des Münchner Hofbräuhauses, in der er das Programm der NSDAP verkündete. Für Gurlitt scheint das Unheil seitdem die Stadt nie wieder verlassen zu haben.

Cornelius Gurlitt wirkt eingesperrt in einer anderen Zeit. Ein Mann, der aufgehört hat fernzusehen, als das Zweite Deutsche Fernsehen kam, der „neue Sender“ mit den Mainzelmännchen. Der seine Hotelzimmer per Brief bucht, geschrieben auf Schreibmaschine, unterschrieben mit Füller, Monate vorher, mit der Bitte um ein Taxi, das ihn dann abholt. Seine Welt ist langsam und still.

Er wundert sich über Telefone, die die Nummer des Anrufers anzeigen. Er weiß,

dass man im Internet etwas suchen kann, aber er hat es noch nie gemacht. Er hat mit seinen Bildern gelebt. Ihm fehlt der Austausch mit Menschen. Seine Lebenserfahrungen sammelte er in Büchern.

Er berichtet von der Kafka-Erzählung „In der Strafkolonie“. Es ist die Geschichte eines Forschungsreisenden, dem auf einer entlegenen Insel vorgeführt wird, wie Verurteilte, die ihr Vergehen nicht kennen, gefoltert und getötet werden. Das Leerräumen seiner Wohnung sei ähnlich tragisch gewesen.

Der ICE fährt über die Stadtgrenze von München. „Jetzt ist ein wenig Stille“, sagt er. „Endlich.“ Die vergangenen zehn Tage sind ihm nicht gut bekommen. Gurlitt wird Ende Dezember 81, eigentlich hat er immer davon geträumt, 90 Jahre alt zu werden. „Es gibt Leute, die mit 97 noch Bergsteiger sind, aber ich werde nicht so alt“, sagt er. „Die hätten doch warten können mit den Bildern, bis ich tot bin.“

Er versteht nicht, was die Menschen von ihm wollen. Die Bilder seien doch bei der Staatsanwaltschaft, da müsse man hin, wenn man die Werke sehen oder etwas über sie erfahren wolle. Er wisse viel über ihre Entstehungsgeschichten, aber das will er für sich behalten. Wie eine Liebschaft, die behütet werden muss. „Und mehr als meine Bilder habe ich nichts geliebt in meinem Leben.“

Fragt man ihn, ob er mal in einen Menschen verliebt gewesen sei, dann kichert er: „Ach, nein.“

Gurlitt hat viele Abschiede in seinem Leben hinter sich, den Tod des Vaters bei einem Autounfall, den Tod seiner Mutter, den Krebs seiner Schwester. „Der schmerzvollste war der Abschied von meinen Bildern“, sagt er. „Hoffentlich klärt sich alles schnell, und ich bekomme endlich meine Bilder zurück.“ Auch diesen Satz sagt er oft in diesen drei Tagen.

Er ist herzkrank. Wenn er 30 Meter gegangen ist, muss er fünf Minuten lang pausieren. Er hat nicht das starke Herz seines Vaters. Sein Herz lässt ihn nur in Sorge schlafen, bis zum nächsten Termin beim Herrn Doktor.

Der Arzt, dem Cornelius Gurlitt vertraut, praktiziert Hunderte Kilometer ent-

fernt, ein Internist. Ein freundlicher Mann. Er will den Patienten überzeugen, in ein Heim zu gehen. Erzählt Gurlitt von ihm, hat man das Bild eines Chefarztes einer Privatklinik im Kopf. Tatsächlich ist es eine ganz normale Praxis in der Seitenstraße einer Kleinstadt, unscheinbar, „aber mit den besten Geräten Deutschlands“, sagt Gurlitt, um zu rechtfertigen, warum er eine strapaziöse Reise auf sich nimmt, obwohl er zu Hause mit dem Taxi zum Einkaufen fahren muss.

Die Zugfahrt ist für ihn ein wenig wie Urlaub, zweite Klasse, ICE, alle drei Monate, 102 Euro, ohne Sitzplatz-Reservierung, Gurlitt sitzt sonst im Großraum. Er will nicht in die Verlegenheit kommen, anderen Menschen in die Augen zu schauen. An diesem Nachmittag ist kein Platz im Großraum, Gurlitt muss ins Abteil, er wird unruhig. Er sitzt gleich rechts neben

„Ich werde nicht so alt. Die hätten doch warten können mit den Bildern, bis ich tot bin.“

der Glastür, damit das Abteil voll aussieht. Neben ihm steht sein Rollkoffer. Eingepackt hat er sein rot-weiß kariertes Schlafhemd, Brot, Aufschnitt und seine Lieblingslimonade. Er braucht das Essen für die Abende im Hotel.

Gurlitt kommt immer pünktlich, das ist ihm wichtig. Er mag keine ungeplanten Dinge. Der Arzttermin ist Donnerstag, aber Gurlitt fährt schon am Dienstag los. Er trägt ein schwarz-weiß kariertes Sakko, es hat drei Knöpfe, die Schultern hängen, er verschwindet darin, er sei früher dicker gewesen. In den Kaufhäusern gibt es nichts mehr nach seinem Geschmack.

Er hofft, dass die Öffentlichkeit bald das Interesse verliert, so lange will er sich in den kalten Wintertagen draußen hinter einem Schal verstecken, den er sich hoch ins Gesicht zieht. Er ahnt, dass das möglicherweise nicht funktioniert, und deswegen hofft er, dass bald etwas anderes Großes passiert. Ein Anschlag vielleicht, Gott bewahre, keine Opfer natürlich, er mag keine Gewalt, keine Siege von Bö-

sen, aber vielleicht verschwindet dann die Meute vor seiner Haustür.

Er versteht nicht, warum die Staatsanwaltschaft so einen Wind macht um eine alte Sache. Die Razzia, der Überfall auf seine Welt, ist ja schon eineinhalb Jahre her. „Jetzt sind die Bilder irgendwo in einem Keller, und ich bin allein. Warum haben sie die Bilder nicht dagelassen und nur immer die abgeholt, die sie prüfen wollen? Dann wäre es jetzt nicht so leer.“

Er erzählt viel von alten Zeiten in diesen drei Tagen. Als er keine Verantwortung tragen, keine Entscheidungen treffen musste. Als sein Vater noch der Herr der Lage war, ein Kämpfer für die Moderne, ein Förderer der Kunst, der aber dann doch Geschäfte mit den Nazis machte, „Entartete Kunst“ ins Ausland verkaufte und wohl auch geraubte Kunst. Und der einiges davon offenbar für sich behielt.

Cornelius Gurlitt erinnert sich an seine Kindheit in der Alten Rabenstraße in Hamburg, die Alster nur ein paar Meter entfernt. Er erzählt von den Tarnbauten für die Flugabwehrkanonen an der Alster, die Hamburg schützen sollten vor den Bombenangriffen. Er will noch mal nach Hamburg, er möchte seinen Tauschein haben, für sein Privatarchiv. Ein wenig Zugehörigkeit, alte Wurzeln, das ist schön, das braucht der Mensch.

Die Familie ist oft umgezogen, immer dem Vater hinterher. Der habe es nicht leicht gehabt, da er „rassisch nicht einwandfrei war“, aber er habe immer gekämpft und sei sehr schlau gewesen. In Hamburg hatte er seinen Kunsthandel in der Klopstockstraße 35 auf die Mutter eingetragen, er selbst wurde geführt als Angestellter. Später in Dresden habe er das Geschäft gar nicht mehr eintragen lassen, die Kunstwerke zu Hause aufbewahrt und so mit ihnen gehandelt. „Mein Vater wurde oft vertrieben, er ist oft gestürzt, aber er stand immer wieder auf.“

Es war jedes Mal ein Neustart für seinen Sohn Cornelius. Der schüchterne Junge Cornelius, der die Volksschule in Hamburg besuchte, dann das Gymnasium in Dresden, wo er Hitler aus dem Zug winken sah. Nach der Nazi-Zeit kam er auf

Gurlitts Schatz

Immer mehr Bilder aus dem Münchner Fund werden freigegeben.



das Odenwald-Internat. Zwischendurch Aushilfsunterricht von Pfarrern, sein Abitur machte er in Düsseldorf. Cornelius Gurlitt war immer der Neue. Der Letzte, der kam. Der Erste, der ging. Der Fremde, der nie wirklich dazugehörte. Ein Einzelgänger, der nie selbst bestimmen musste, weil es da diesen starken Vater gab, der mit Thomas Mann und Theodor Heuss im Kunstmuseum in Düsseldorf posierte. Der fließend Französisch und English sprach. „Ich spreche nur Englisch, aber langsam“, sagt Gurlitt.

Er wollte seinem Vater gefallen. Nach dem Abitur studierte er Kunstgeschichte an der Kölner Universität. Er hörte auch Vorlesungen der Philosophie und Musiktheorie. Sein Studium brach er ab, wann, weiß er nicht, er erzählt nicht gern davon. Einmal sei er nach Paris gereist, mit seiner Schwester, allein traute er sich nicht.

Cornelius Gurlitt lebte erst bei seinen Eltern. Später bei der Schwester, dann allein mit der Mutter, egal wo Cornelius lebte, er blieb ein Phantom. Ein höflicher Mensch, aber wenn Techniker vor der Tür standen, um ein Glasfaserkabel zu verlegen, mussten sie kämpfen, um hineinzudürfen. Er habe ja nur seine Bilder schützen wollen vor fremden Blicken.

Schon als Kind spielte er zwischen Liebermann, Beckmann und Chagall, die Bilder zogen mit ihm von Stadt zu Stadt, sie hingen in den Wohnzimmern, in ihren Dielen. Der Vater hat sie alle berührt, er hat sie sortiert und geliebt, sie alle tragen seine Spuren. Über das Bett von Cornelius hingte der Vater das grüne Gesicht von Kirchner. „Hitler mochte keine grünen Gesichter“, sagt Gurlitt. Man habe zu Hause nicht gut über den Führer gesprochen. Sein Vater habe ihn bekämpft, allerdings so verdeckt, dass es niemand merkte, sagt Gurlitt.

Hildebrand Gurlitt habe nie etwas von Privatpersonen gekauft, alles andere sei für ihn unvorstellbar. Die Bilder kämen aus deutschen Museen oder von Händlern. Der Vater habe mit den Nazis nur kooperiert, weil er die Bilder vor dem Feuer retten wollte. Und dann sagt der Sohn: „Es kann ja sein, dass meinem Vater mal etwas Privates angeboten wurde, aber er hat es sicher nicht genommen. Das wäre ihm übel bekommen.“



Hildebrand Gurlitt mit Familie 1914*
Der Vater ein Held, der Sohn ein Versager?

Nun steht der anonyme Sohn im Licht der Öffentlichkeit. Es geht um die Aufarbeitung deutscher Geschichte, aber es geht auch um ihn. Er ist der Sohn, der einen Schatz erbt, aber nie der Frage nachging, woher er stammt. Er müsste Verantwortung übernehmen, aber das ist schwierig für jemanden, der keine Verantwortung übernehmen mag. „Die Staatsanwaltschaft“, sagt er, „wird schon prüfen, was ich zurückbekomme. Ich habe noch nie eine Straftat begangen und selbst wenn, wäre das verjährt. Wenn ich schuldig wäre, dann würden die mich doch ins Gefängnis nehmen.“

Er will seine Bilder einfach nur wiederhaben. Aber wann? Und welche werden es sein? Und seine Lieblingsbilder?

Cornelius Gurlitt braucht Freunde, eine Familie und vor allem Anwälte. Aber er kann sich nicht entscheiden: „Ich habe doch noch nie einen gebraucht.“

Er ist auch ein wenig enttäuscht von seiner Schwester Benita, die voriges Jahr an Krebs starb. Sie hat ihn allein gelassen mit der Last. „Sie war zwei Jahre jünger als ich und verheiratet, sie hätte mich überleben müssen.“ Er guckt auf seine

* Schwester Cornelia und Vater Cornelius (M.).

Hände, die er auf den Tisch stützt. „Dann hätte sie das alles geerbt, und sie wüsste, wie sie das jetzt regelt. Jetzt ist alles so miserabel.“

Er soll so viele Fragen beantworten, auf die er keine Antwort weiß. „Ich hatte nie etwas mit der Anschaffung der Bilder zu tun, nur mit der Rettung.“ Er hat seinem Vater schon damals in Dresden geholfen, als sie die Kunstwerke vor den Russen retteten. Die Menschen müssten ihm dankbar sein. „Mein Vater wusste, die Russen kamen immer näher.“

Bei der Fahrgemeinschaft in Dresden habe sein Vater schnell ein Fahrzeug besorgt, gemeinsam luden Vater und Sohn die Bilder ein, die der Vater dann zu einem Bauern im Umland von Dresden brachte, später auf ein Schloss in Süddeutschland. Sein Vater habe überall in Deutschland Bekannte gehabt.

„Die Menschen sehen zwischen diesen Papieren mit Farbe nur Geldscheine – unglücklicherweise“, sagte er.

„Ich bin nicht so mutig wie mein Vater. Er hat für die Kunst gelebt und für sie gekämpft. Der Staatsanwalt muss den Ruf von meinem Vater geraderücken.“

So ist aus dem Leben von Cornelius Gurlitt eine Endlosschleife aus Reue und Zufall geworden. Zufall, dass er derjenige ist, der alles überlebte. Zufall, dass er damals in den Zug stieg mit 9000 Euro in der Tasche und in das Visier der Zollfahnder geriet. Dass er sie erst anlog und dann auf der Toilette bei der Leibesvisitation aufflog. Die Sache mit der Schweiz, sie ärgert ihn sehr, vor mehr als 20 Jahren habe er dort ein Bild verkauft. Das Geld legte er auf ein Schweizer Konto. Der Kunsthändler hatte den Transport übernommen, damit habe er nichts zu tun gehabt. „Ich habe nie illegal und unverzollt etwas über die Schweizer Grenze gebracht“, sagt er.

Er habe nie Einkommen in der Schweiz gehabt, keine Zinsen kassiert. „Sollen sie doch bei der Schweiz anfragen, die werden schon merken, dass ich da nichts habe“, sagt er. Die Deutsche Bahn hätte ihm ja einen Zettel mitgeben können, sagt er. Einen, auf dem steht, dass die Zollfahnder in Zügen auch nach Geld suchen, nicht nur nach Waren, dann wäre er damals nie in diesen Zug gestiegen.



- 1 **Otto Dix** Selbstporträt, undatiert
- 2 **Auguste Rodin** Zeichnung, undatiert
- 3 **Christoph Voll** „Mönch“, 1921
- 4 **Otto Griebel** „Die Verschleierte“, 1926
- 5 **Bernhard Kretzschmar** „Straßenbahn“, undatiert
- 6 **Carl Spitzweg** „Das Klavierspiel“, 1840
- 7 **Marc Chagall** „Allegorische Szene“, unbekannt

Der ICE fährt in den Hauptbahnhof in Augsburg ein. „Hier in Augsburg sitzt der Staatsanwalt, dem ich alle Unterlagen geschickt habe“, sagt Gurlitt. „Ich verstehe nicht, warum der sich noch nicht bei mir gemeldet hat“, sagt er.

Er hat dem Staatsanwalt ein Bild von dem abgebrannten elterlichen Haus in Dresden geschickt. Er hat alte Zeitungsartikel beigelegt, um die Hetze gegen Hildebrand Gurlitt zu belegen, die zum „Sturz seines Vaters“ führte. Cornelius Gurlitt versteht nicht, warum das alles jetzt öffentlich geworden ist. Gerichte und Richter müssen das entscheiden, nur vor denen müsse er sich rechtfertigen. Der Staatsanwalt habe gesagt, irgendwann bekomme er die Anklageschrift, es sei bis heute nichts gekommen, dafür die „Büherei“ vor seiner Haustür. „Ich bin kein Mörder, warum jagen die mich?“

In einem Brief ist ihm die Rückgabe einiger Kunstwerke angekündigt worden. Er weiß nicht, welche das sind. Aber er glaubt dem Staatsanwalt nicht. „Ich habe nie etwas vom Staat gewollt.“ Nie einen Cent Zuschuss. Von Hartz IV spricht er wie von einer unbekanntem Krankheit. Er zahle immer pünktlich seine Grundsteuer. Sonst habe er nichts mit deutschen Behörden zu tun gehabt. Cornelius Gurlitt hat keine Rente, war nie in seinem Leben krankenversichert. Seinen deutschen Pass ließ er immer nur im Konsulat in Salzburg verlängern, seit fast zwei Jahren ist auch der abgelaufen.

Bei seinem letzten Aufenthalt in Österreich, in seinem Haus in Salzburg, wurde er ins Krankenhaus eingeliefert, er konnte nicht mehr laufen, das Herz. Einen Monat lang musste er in der Klinik bleiben, in der eine Alarmsirene anging, wenn er das Bett verließ. „Als ob ich ein Verbrecher wäre“, sagt Cornelius Gurlitt.

Aber sein gesundheitlicher Zustand hat sich verschlechtert in den letzten Jahren. Weitere Krankenhausaufenthalte, Grauer Star. Gurlitt zahlte die Ärzte immer bar. Im Herbst 2011 lieferte er den „Löwenbändiger“ von Max Beckmann beim Kunsthaus Lempertz ein. Der Justitiar sei sehr nett gewesen. Auch mit den Erben sei alles geregelt worden. Das Bild wurde für 725 000 Euro verkauft, Gurlitt erhielt knapp über 400 000, die Erben den Rest.



ÖZLEM GEZER / DER SPIEGEL

Kunstliebhaber Gurlitt am vorigen Dienstag
„Als ob ich ein Verbrecher wäre“

Eigentlich wollte Gurlitt den Liebermann abgeben, aber er habe ihn nicht bekommen von der Wand. „Dann habe ich den Beckmann genommen“, sagt er. Der sei „solide“ verpackt gewesen. Ein schönes Gemälde, typisch für Beckmann. Ein zentrales Werk, aber Gurlitt brauchte dringend Geld. Schon damals fuhr er immer zum Arzt in der Kleinstadt.

Ein Hotel, ein weißer Bau, drei Stockwerke. Die Rezeption ist unbesetzt. Er steigt immer dort ab, per Telefon an der Rezeption erfährt er seine Zimmernummer, der goldene Schlüsselanhänger hängt an der Tür. Keine Menschen. Ruhe. Im Zimmer Plastikvorhänge mit Tulpen und Gerberas, Neonröhren, an den Wänden hängen Bilder wie aus dem Otto-Katalog. „Sehr sympathisch“, sagt Gurlitt.

Auf kleinen Karten hat er sich die Sätze aufgeschrieben, die er seinem Arzt vorlesen will, um einen guten Eindruck bei ihm zu hinterlassen. Cornelius Gurlitt unterhält sich nicht oft mit Menschen. Am Vorabend des Arztbesuchs schließlich will er um 18 Uhr schlafen, um nachts um zwei schon wieder aufzustehen. Der Termin ist zwar erst um 8.40 Uhr, aber er braucht die Zeit, um sich vorzubereiten. Er hat eine blutende Wunde am Fuß, seit

Monaten, er will sich einen neuen Verband umlegen. „Ein Unglück“ nennt er die Wunde am Fuß.

Am Morgen bestellt er sich ein Taxi für die 300 Meter zur Praxis. Am Ende steht 3,40 Euro auf dem Taxameter, Gurlitt zahlt 20 Euro, es müsse sich ja lohnen für die Taxifahrer. Der Arzt sagt ihm an diesem Morgen, das Herz sei schwächer als sonst, aber das liege an der Aufregung.

Zurück im Hotelzimmer sitzt er auf seinem Bett. Gurlitt trägt seinen Schlafrock, darüber seinen langen grauen Mantel. Er wirkt erleichtert. Die Nachtlampe brennt.

Cornelius Gurlitt sieht seine Bilder in den Zeitungen. Er ist entsetzt. „Was ist das für ein Staat, der mein Privateigentum zeigt?“, fragt er. Cornelius Gurlitt hat Tränen in den Augen. Er flüstert: „Die müssen zu mir zurück.“

Am nächsten Morgen steht der Vorschlag vom bayerischen Justizminister Winfried Bausback in der Zeitung, dass man auf jeden Fall mit Gurlitt reden müsse. Es tut weh, ihm dabei zuzuschauen, wie er langsam verzweifelt. „Die stellen das alles falsch dar. Ich werde nicht mit denen reden, und freiwillig gebe ich nichts zurück, nein, nein. Der Staatsanwalt hat genug, was mich entlastet.“

Cornelius Gurlitt hofft, dass er die Bilder, die ihm zustehen, bald wieder bekommt. Eins will er dann noch verkaufen, vielleicht den Liebermann, wenn er ihm denn zusteht, wie er es ausdrückt, für die Krankenhauskosten. Der Rest soll wieder zu ihm in die Wohnung. Chagall kommt dann wieder in den Schrank, das Bild mit der Klavierspielerin in die Diele, wo es seine Mutter immer hängen hatte.

„Ich habe die Bilder sehr vermisst, das merke ich jetzt.“ Das sei jetzt genug Öffentlichkeit gewesen, für ihn und seine Bilder, und er werde sie keinem Museum der Welt mehr geben. Die hätten genug anderes, was sie ausstellen könnten. „Wenn ich tot bin, können die damit machen, was sie wollen.“ Bis dahin will er sie für sich allein. Dann sei endlich wieder ein wenig „Stille“.

Video: Özlem Gezer über ihre Reise mit Cornelius Gurlitt

spiegel.de/app472013gurlitt
 oder in der App DER SPIEGEL

1 Bonaventura Genelli

„Männlicher Akt“, undatiert



1

2 Henri Matisse

„Sitzende Frau“, circa 1924



2

3 Eugène Delacroix

„Maurische Unterhaltung auf der Terrasse“, undatiert



3

PUBLIC PROSECUTOR OFFICE'S AUGSBURG / DPA (1, 3); PUBLIC PROSECUTOR OFFICE'S AUGSBURG / DPA / VG BILDKUNST BONN, 2013 (2)